

Ausgehend von selbst nicht erlebter Emigration meiner Eltern, die einander im Exil in Uruguay kennengelernt haben, berichte ich über meinen subjektiven und gänzlich unwissenschaftlichen Zugang zum Thema Exil, über die Erfahrungen katholischen Aufwachsens als Nachkomme assimilierter, wie gläubiger Juden; über den Weg, der mich vom schon als Kind erlebten nicht zuordenbaren Gefühl der Nichtzugehörigkeit und des Heimwehs, über den fast sehnsüchtig praktizierten persönlichen Umgang mit österreichischen 1938-Emigranten und ihren Erzählungen und Befindlichkeiten, über das Erfahren des Spannungsfeldes zwischen großbürgerlicher Herkunft und proletarisch-kleinbürgerlichem Erinnerungspool, über Lesen von Exil-Biografien, hin zum Drehen einer von mir konzipierten ORF Exil-Dokumentation, und weiter zum Schreiben über und Publizieren von Exilthematik bis zur Vizepräsidentschaft der Gesellschaft für Exilforschung geführt hat, wo ich nach wie vor „ungeheilt“ das weite Land der Exilseele mit-bearbeite und nenne das Folgende:

Geerbtes Exil, oder Neurosen und andere Widersprüchlichkeiten

Eine zutiefst subjektive, zutiefst unwissenschaftliche Themenannäherung

Viel Sonne im NSV- Müttererholungsheim in St. Gilgen am Wolfgangsee, so lautet eine Bildunterschrift im Salzburger Heimatkalendar aus dem Jahr 1944. Die Abbildung ist vom See aus fotografiert und zeigt ein stattliches ländliches Haus direkt am Seeufer, vor dem zahlreiche, wohlgenährte Frauen einträchtig beisammen sitzen. Andere winken aus geöffneten Fenstern und von den Veranden dem Fotografen fröhlich zu, ein Bild beschaulicher Idylle und Friedens - beneidenswert, wenn man das Jahr bedenkt, in welchem diese Aufnahme entstanden ist.

„Viel Sonne“ hat um diese Zeit auch mein Vater, wenn sich auch seine Möglichkeiten für eine beschauliche Idylle erheblich in Grenzen halten, denn das Haus auf dem Foto ist die geliebte elterliche Sommervilla und er lebt bereits das dritte Jahr in der Emigration in Uruguay, wohin es ihn nach einer jahrelangen und entbehrungsreichen Odyssee, die im Juni 1938 mit seiner Flucht aus Wien begonnen hatte, schlussendlich verschlagen hat. Er weiss zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass sein Vater, dem nicht nur der St. Gilgener Sommersitz, sondern auch sämtlicher Besitz in Wien und Kritzendorf enteignet wurde, gerade gestorben ist. Dieser, ein assimilierter, als Vierundzwanzigjähriger getaufter Jude, will wie so viele die über Nacht eingetretene neue Lage anfänglich gar nicht wahrhaben. Anfang April 1938 schreibt er :“ Vierundzwanzig Stunden lang habe ich geglaubt, dass ich mit Rücksicht auf meinen vor mehr als vierzig Jahren erfolgten Austritt aus der jüdischen Gemeinschaft sogar stimmberechtigt sei, aber es war ein Aberglaube! Auf die Art wird also ein gläubiger Katholik wieder zum Juden! Sonderbar! Und was ist mit der Wirkung des Sakramentes der Taufe? Kann die durch Gesetze aus der Welt geschafft werden?“ Doch er wird den neuen Glaubenssatz der Zeit zur Kenntnis nehmen müssen *Die Religion ist einerlei - die Rasse ist die Schweinerei!* Er und seine rassisch weniger belastete Frau sind in einen winzigen Ort am Chiemsee „emigriert“ und leben dort bei einem Bauer in zwei Zimmern, wo sie wunderlicherweise unbehelligt bleiben. Mein Großvater, der seinen Sohn seit sechs Jahren nicht mehr gesehen hat, stirbt jedoch 1944, und es wird sein gebrochenes Herz über die dunkle Zeit und ihre Auswirkungen nicht wenig dazu beigetragen haben. Die Flut der zahllosen Briefe meines Vaters an seine Eltern aus den verschiedenen Stationen seines Exils, vornehmlich aus der letzten in Uruguay, ist wegen des unterbrochenen Postverkehrs nach Europa seit zwei Jahren versiegt, ich bin noch nicht geboren, ja meine Eltern haben einander zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht kennengelernt. Das wird erst kurz vor dem Kriegsende in Montevideo geschehen. Mein Großvater mütterlicherseits, ein - allerdings nicht getaufter - Jude kann 1938 aus Köln über die Tschechoslowakei ins südamerikanische Exil nach Argentinien entkommen, während Teile seiner Familie im KZ ermordet werden. Ein Jahr darauf folgt ihm seine erst

siebzehnjährige Tochter nach Buenos Aires und bringt sich dort als Schauspielerin am deutschen Theater durch, obwohl sie geradewegs aus dem zwangsweise abgebrochenen Gymnasium kommt und vorher noch nie auf einer Bühne gestanden ist. Sie heiratet blutjung einen Pragerdeutschen, übersiedelt gegen Kriegsende ins nahe Montevideo und verliebt sich dort in meinen ebenfalls verheirateten Vater. Der kehrt unmittelbar nach Kriegsende nach Österreich zurück und es gelingt ihm, seinen Wohnsitz im rückerstatteten Sommerhaus zu nehmen, das in der amerikanisch besetzten Zone liegt, wo die Nachkriegszeit vergleichsweise erträglicher zu verlaufen verspricht, als im viergeteilten hungernden Wien. Im Jahr 1947 sind beide inzwischen geschieden und heiraten in St. Gilgen. Aber nach kurzen Jahren, meine Schwester ist kein Jahr und ich bin noch nicht drei Jahre alt, wird auch diese Ehe geschieden. Das Band des gemeinsamen Schicksals des Entwurzeltseins erweist sich nach der Rückkehr aus dem Exil als nicht haltbar genug. Als zu groß erweisen sich die Unterschiede zwischen der lebenslustigen jungen Kölnerin, die ihre Heimat wegen der hermetisch geschlossenen Grenze zwischen Österreich und Deutschland noch etliche Jahre nicht wiedersehen soll, und dem eingefleischten Österreicher, der bis zu seinem Lebensende vergeblich versuchen wird, an sein Leben vor dem Krieg anzuschließen.

Soweit die dünnen Daten zu den Umständen, die am Ende zu meiner Entstehung geführt haben. Obgleich, es war kein Ende, denn ich lebe mit den erheblichen Nachwirkungen der Emigration, die nach Überzeugung der Dichterin Hilde Spiel eine gleichermaßen unheilbare, wie vererbte Krankheit ist, und wenn auch ein Nachgeborener, trage ich diese Krankheit in mir, als hätte ich mich an Ort und Stelle angesteckt, wo ich nie gewesen bin.

So geschah es etwa, als ich 1993 den Jakobowsky in Franz Werfels *Jakobowsky und der Oberst* spielte, dass mir während einer Vorstellung und merkwürdigerweise ohne, dass ich jemals vorher daran gedacht hatte, plötzlich siedendheiss bewusst wurde: Ich erlebe auf der Bühne ja genau die Stationen der Flucht meines Vaters, ich spiele seine damaligen Gefühle noch einmal nach. Und unmerklich für Mitspieler und Publikum hatte ich Mühe, meine Tränen zurück zu halten.

Die Briefe meines Vaters aus dem Exil in der Schweiz, dann aus Frankreich, aus Paris und aus dem südfranzösischen Le Lavandou und ab Ende 1941 aus Uruguay, aus denen ich zwanzig Jahre nach seinem Tod ein Buch machen sollte, sind ein Kaleidoskop der Gefühle einer Exil-Identität, sind durchzogen vom dauerhaften Gefühl des Heimwehs; eines Heimwehs, das sich nicht auf Österreich im allgemeinen oder auf die Vaterstadt Wien bezieht, aus der er geflohen war, sondern auf den Ort der Sehnsucht im Exil, wohin es ihn nach dem Krieg trotz seiner großen Dankbarkeit Uruguay gegenüber unwiderstehlich hinziehen sollte, nach St. Gilgen am Wolfgangsee. Damit sollte sich auch nach langen Jahren der in Uruguay geträumte Traum erfüllen, nämlich den Schafberg wiederzusehen, den er 1941 in Montevideo voller Zuversicht formuliert hatte: „Eines Tages werden wir rufen: Monte de carnero video - ich sehe den Schafberg!“. Und doch hatte er, nach seiner lebensrettenden Flucht im Juni 1938 in Paris gelandet dort schon am 3. September über die Qual der Heimatlosigkeit, der völligen Entwurzelung geschrieben: „... Richtiges Heimweh, nämlich Sehnsucht nach der Heimat, nicht nach Menschen, nach Plätzen darunter leide ich am meisten.“

Man kann es als Paradoxon sehen, dass das Beschwören der Heimat sich nicht nur in Aussagen und Briefen der Exilanten findet, sondern sich auch durch die gesamte Literatur des Exils um nichts weniger zieht, als durch die von Blut und Boden bestimmte. Mir ist dies Legitimation, mich deshalb seit jeher dem Diktat jener Ritter einer mittlerweile mehr der öffentlichen politischen Nobilitierung, als der Gewissenserforschung und Haltung dienenden lauthalsigen Antifaschismuskonjunktur zu verweigern, die sich in affektierten Widerstands- und Antiwiderstandssallüren als Verhüter von Begriffen wie Heimat, Vaterland und anderer missbrauchter, aber deswegen nicht entehrter Begriffe aufspielen und damit glauben, einer unappetitlichen Tagespolitik Paroli bieten zu können. Mein Anstand und meine tägliche Gewissenserforschung bleiben von Politik und Regierungen unbeeindruckt. Heimweh als

ständiger Begleiter auch meines Lebens lassen mich Worte wie Heimat, aber auch Ehre und Treue, trotzig ihrer Verschmutzung entreissen und ihnen meinen eigenen Inhalt geben. Ich missgönne Hitler den Sieg, den er durch die anhaltende Ächtung dieser Worte errungen haben würde, wo ich kann.

Als ich 1996 an dem erwähntem Buch schrieb, das die Emigrationsbriefe meines Vaters aus verstaubten Familienkartons zur Grundlage hat, die Stationen der Flucht, Freud und Leid des siebenjährigen Exils, las ich Briefe eines Mannes, den ich so nie gekannt hatte, ich lernte einen mir nahezu unbekanntem Menschen kennen. Die Flucht mag meinen Vater gefordert und seine Fähigkeiten ausgelotet, das Exil ihn verändert und geformt haben, ihn hat es jedoch auch in vielfacher Weise gebrochen. Und ich habe erst damals manches seines späteren Tuns und Denkens als Folge dieser oft als die gestohlenen besten genannten Jahre der Vertreibung verstehen gelernt, erklärt aus der Vergeblichkeit, nach der Rückkehr nicht in Form und schon gar nicht in Inhalt an jene Lebensentwürfe und Möglichkeiten anschließen zu können, die er vor der Vertreibung gerade erst begonnen hatte auszuloten.

Als nur ein Beispiel von vielen, wenn auch das bis heute für mich am stärksten nachwirkende und anhaltend schicksalhafte seiner vielen merkwürdig vertrackten Lebensschritte nach dem Exil, sei an dieser Stelle seine vierte und letzte, bis zu seinem Tod währende Ehe genannt: jene mit der jungen blonden Pragerdeutschen Flüchtlingsfrau, die vier blonde Kinder aus ihrer geschiedenen Ehe mit dem blonden SS-Hauptmann in die Verbindung mit dem Remigranten mitbrachte, deren blonder breitbusiger Mütterlichkeit ich als Kind regelrecht verfallen war, und die in Unwissenheit der Halacha, die mich als Enkel zwar von zwei jüdischen Großvätern aber durch den Übertritt meiner mütterlichen Großmutter zum Judentum vom Mischling nach den Nürnberger Rassegesetzen zum Juden macht, die also ihre subtile Variante des Antisemitismus, der mir erst als Heranwachsendem klar wurde, offenbarte, wenn sie meinem Vater ein schlechtes Gewissen ob ihrer die eigenen vier Kinder vernachlässigenden Missachtung der Verteilungsgerechtigkeit ihrer Mutterliebe machend, ihre selbstlose Sorge um mich, den schwächlich kränkelnden Jüngsten in die entschlossenen Worte kleidete: „Dein Sohn braucht meine Liebe am meisten, weil er hat es ja von allen Geschwistern am schwersten – als Mischling...“

Das Exil meiner Mutter und ihres Vaters unbewusst völlig ausgeklammert habend, weiss ich nicht mehr, warum ich auch meinen Vater, mit dem ich viel Zeit im Gespräch verbrachte, kaum nach seiner Emigration gefragt habe, wo dies doch heute ein Thema ist, das sich so stark durch mein Leben zieht. Im Unterschied zu den vielen, die, wenn sie von ihrem Leid oder ihren Heldentaten in dieser Zeit des Schreckens sprachen, immer den unausgesprochenen Vorwurf auf den Lippen trugen, wie gut es uns doch heute zum Unterschied von Ihnen damals gehe, waren für meinen Vater diese sieben langen Jahre, ja selbst die furchtbaren Wochen in den französischen Internierungslagern nur selten Thema.

Von seinen spärlichen und meist belanglosen Erzählungen, die eher wie von einem exotischen Ausflug handelten, ist mir vor allem seine rührend kindliche und unerfüllte Sehnsucht nach den tellergroßen, auf glühendem Eisenrost gebratenen Steaks in Erinnerung geblieben, die es so unvergleichlich nirgendwo anders als nur in Südamerika gegeben haben soll.

Auch wenn wir nicht wenig Zeit miteinander verbracht haben, uns oft sehr nahe waren - wirklich kennengelernt habe ich meinen Vater erst nach seinem Tod durch seine Exilbriefe, und, als hätte ich sein Leben erst richtig vollenden müssen, habe ich vieles nachgelebt und nachgelitten, auch wenn das Leben, das aufzubauen und zu leben mir geglückt ist in so vielem eines ist, das er so gerne gelebt hätte. Und dabei geschah es irgendwann, so als hätte ich eine unsichtbare Staffette von ihm übernommen, dass ich mit einem Mal wusste, dass sie es war, woran ich schon als Kind so gelitten hatte: die Emigration, die ich selbst nie erlebt, aber immer schon in mir getragen hatte, als wäre sie einmal ein schmerzvoller Teil auch meines Lebens gewesen, an dem ich ewig weiterleiden müsste.

Die Bruchlinien verinnerlicht, als wären es meine, umgeben mich ständig, obgleich ich die Beschäftigung damit nur schwer ertrage, Bücher, Filme oder Erzählungen über Exil, und die mir angetragene und von mir zögerlich angenommene Vizepräsidentschaft der Österreichischen Gesellschaft für Exilforschung mag dabei als äusseres Zeichen eines Interesses gelten, welches mich zwanghaft beinahe, wo immer sich Gelegenheit bietet, Zeitzeugen befragen lässt; wobei sich mir nicht selten schmerzlich die Frage stellt: Wieso habe ich das Gefühl, sie erzählen meine Geschichte? Und noch absurder: Warum wissen die, was ich erlebt habe?

Und immer ist es dabei, dieses unbestimmte Schuldgefühl, gepaart mit einem ebenso unbestimmten Gefühl von Neid, nicht erlebt zu haben, nicht mitreden zu können, nicht gefordert gewesen zu sein bis zu den Grenzen, dorthin, wo sich Charakter ungeschminkt offenbart, diesen Prüfungen nicht ausgesetzt gewesen zu sein und der Bestätigung, sie bestanden oder nicht bestanden zu haben.

Als hätte ich heute, so wie mein Vater damals, es schwer, an etwas Unterbrochenes anzuschließen, fühle ich mich immer irgendwo zwischen den Zeiten, zwischen den Welten lebend; nicht zu Hause in einer vergangenen, der ich mich kenntnisreich und wehmütig zugehörig fühle, deren Fundamente aber nicht mehr tragen, und noch nicht zu Hause in einer künftigen, deren Fundamente noch nicht tragen, deren radikal neue Paradigmen ich aber erahne und zu leben versuche; das ständige Wissen um beide und deshalb nie ganz Fuß fassend in der Gegenwart, lässt mich diese immer als Übergangs- und Umbruchzeit empfinden.

Dort wo ich hingehörte, gehöre ich nie wirklich dazu, dorthin, wo ich mich ganz und gar nicht hingehörig weiss, werde ich zugerechnet und dort, wo ich selbst mich zugehörig fühlte, kennt man mich nicht. Aus Biografie und Lebensumständen in den unterschiedlichsten, einander so gut wie nie berührenden gesellschaftlichen Kreisen verkehrend und wohl gelitten, dabei auch jeweils ein Gefühl von Zuhause empfindend, bin ich doch in keinem dieser Kreise wirklich verankert.

Eine Zerrissenheit zwischen Heimaten, die mein geliebter Fritz Kalmar, der kürzlich erst hochbetagt in Uruguay verstorben, in einer Gedichtzeile auf den Punkt bringt: *Wie oft man auch sein Herz verpflanze, zwei halbe Heimaten sind keine ganze*, diese Zerrissenheit ist für mich grundsätzliches Lebensgefühl. Wenn auch ich, mit der Definition wenigstens meiner geografischen Heimat im Reinen - oder doch auch nicht? – die verschiedensten inneren Lebenswelten und Seelenheimaten in mir trage, welche zu einer zu verschmelzen mir nicht glücken will.

Wie sollte auch, zumal in Zeiten einer allgemeinen Schubladisierungsmanie, die innere Heimat des gegen jede Schubladisierung sich neurotisch Wehrenden buddhismusaffinen Juden zusammen gehören mit jener des aus konservativer, assimiliert katholischer Großbürgerherkunft samt Familienkorporativen aus Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft stammenden und in Lederhosen jodelnden Gründers und Veranstalters eines *Salzkammergut Advent*? Wobei zumindest die Emanzipation vom Vorwurf der politisch Korrekten, das Tragen von Tracht sei Verkleidung und versteckter Ausdruck semifaschistoider, oder zumindest heimattümelnder Gesinnung weitgehend gelungen ist und das trotzige Verhältnis zu Lederhose und Dirndl ins bewusst polemische Statement münden ließ: *Das Dirndl ist das einzige Kleidungsstück, welches jede Frau, auch die krummbeinigste Japanerin, schön aussehen lässt. Und was die Lederhose betrifft: Im Frühjahr 1938 ist kraft eines der ersten NS-Gesetze Juden das Tragen von Tracht verboten worden - heute darf ich wohl wieder, oder? Und überhaupt: kurze Lederhosen dürfen im Salzkammergut nur Einheimische und Juden auf Sommerfrische tragen. Ich bin beides und deshalb besitze ich auch zwei.*

Wie nun, um die begonnene Theorie weiterzuspinnen, sollte die innere Welt des freisinnigen Kosmopoliten zusammenfinden mit der des zum *Botschafter der Tracht* ernannten Trägers des nach dem jüdischen Wiener Großindustriellen und Hobby-Volkskundler benannten

Konrad Mautner - Preises? Jene des Darstellers in vornehmlich dümmlichen TV-Schmonzetten, mit der des Lyrikers? Die des Vizepräsidenten eines in Ehren vereisenden österreichischen P.E.N.-Clubs mit der des nonkomformistischen, sich in linken Tageszeitungen um Kopf und Kragen schreibenden Polemikers und Priavtanarchen? Wie, die Lebenswelt des mit dem Ton der sogenannten österreichischen Kaffeehausliteratur groß gewordenen Rezitators, des Herausgebers von Exillyrik, der im Erinnerungsmonat März im Jahr der so genannten „Waldheim-Affäre“ auf einer Lese-Tournee durch Israel die TV-Dokumentation *Vergiss das Wort, vergiss das Land* über österreichische Emigranten drehte, mit jener des nicht selten als Gesinnungschamäleon missverstandenen zynischen Stadtneurotikers, oder die des kolhaasischen Grünen mit jener des Spritualität bis zur Esoterik Auslotenden?

Die des Autors von Weihnachtsgeschichten, wie auch von Essays über Exil, Politik, oder alternative Lebensformen, mit jener des von der sprichwörtlichen österreichischen Hassliebe getriebenen Nostalgikers, dessen Versuche den vielbödigen Witz des assimilierten jüdischen Wiener Großbürgertums, mit dessen Ton er aufgewachsen ist, herüberzuretten vergeblich bleiben, weil es dafür kaum mehr Kommunikationspartner gibt, und der dadurch nicht selten zum verständnislos belächelten Alleinunterhalter mutiert; wie jene des beinahe schon fanatisch bekennenden Europäers mit der des mit Heimatsee, Dorfbewohnern und Volksmusikern der Region Verwurzelten, die diesen weitgehend als einen der ihren gelten lassen, und der das Gefühl, hier seine wirkliche Heimat zu haben mit der Übernahme des väterlichen Verbundenheitsrituals an diesen Flecken Erde in Form des miternächtlichen Silvestertoastes auf den See bezeugt.

Und wie anders, als mit dem dumpfen Gefühl unfreiwilligen Exils, unfreiwilliger Entheimatung, sollte dieser Zerrissene, dessen Bücher alle Österreich und Österreichisches zum Hauptthema haben es deshalb empfinden, als Folge seiner aggressiven Verweigerung jeglicher sogenannter Verhaberungen und Seilschaften in eben diesem Österreich so gut wie nicht beschäftigt und deshalb ständig auf Bahnhöfe, Flughäfen und in die einsamen Sonntage in trostlosen Hotels irgendwo auf der Welt gezwungen zu sein.

Wie anders, als ein unfreiwilliges Exilerbe sollte ihm auch sein Vorname Miguel erscheinen, der ihm in Erinnerung an die Exiljahre der Eltern in Uruguay gegeben wurde, den wie ein auffälliges Mal zu tragen er gelernt hat, und der hierzulande beharrlich falsch ausgesprochen, nach wie vor zu kaum verhehlten Agressionen gegen offensichtlich affektierte Arroganz des Namensträgers Anlass gibt.

Wie anders, als eine Erbkrankheit, als die geerbten Folgen selbst nicht erlebten Exils sollte er es empfinden, an der Stadtgrenze von Wien, an der Dorfgrenze von St. Gilgen bereits Heimweh zu bekommen, noch nie auf Bahnhöfen oder Flughäfen frei gewesen zu sein von der ihm inzwischen so vertrauten ziehenden Wehmut eines bedrückenden Abschieds, und vom Gefühl, jede Reise, sei sie auch noch so klein, nicht ganz freiwillig zu machen, in ein Ungewisses fahren zu müssen, wohin irgend etwas tief Essentielles nicht mitgenommen werden kann.

Wie anders, als ein Erbe, herrührend aus selbst nicht erlebtem Exil, sollte das anhaltende Unvermögen genannt werden, die Sommerfrische im während der NS-Zeit als Judendorf verschrieenen St. Gilgen zu trennen von den Exilerfahrungen des Vaters und vieler Exilantenbegegnungen.

Als was anderes, als gererbte Neurose, herrührend aus selbst nicht erlebtem Exil, sollte man die gleiche, atavistische, Gemüt und Verstand in einem kaum mehr zulässigen Ausmaß trübende Sehnsucht nach dem Heimatort St. Gilgen bezeichnen, wie er Brennpunkt der väterlichen Sehnsucht im Exil war und damit überhaupt nach Heimat, nach Wurzeln, die nicht genau benannt, aber als unfreiwillig verloren empfunden werden; eine Abhängigkeit, die schon Karriere hinderliche Formen annehmen konnte, wenn etwa berufliche Angebote für die Sommermonate zugunsten der Befriedigung der Sehnsucht abgelehnt wurden; genauer

beschrieben, die unstillbare, zeitlebens in größte Geld- wie Seelennöte mündende chronische Sucht nach der Sehnsucht nach dem Haus am Wolfgangsee, und der immerwährend zähe Kampf um die Erhaltung heute nur mehr der Reste des großelterlichen Besitzes; eine vom Vater übernommene Verbundenheit, über die dieser stolz sagte, seine Frauen seien auf den Platz am See eifersüchtiger gewesen, als auf andere Frauen; und auch dies, ohne es gewollt zu haben, wie eine Stafette weiter getragen vom Sohn, jeden Neuankömmling an seiner Reaktion auf den magischen Ort messend, mit einer von erwähnter Affinität zu Spiritualität durchaus gefärbten Erklärung: Die Verwachsung mit diesem Platz sei eben mystisch, vielleicht gehe es hier um eine rasche Reinkarnation eines Emigranten, der zurückkehren durfte, oder musste? Was anderes, als geerbte Neurose, herrührend aus selbst nicht erlebtem Exil sollte die tiefe Angst sein, vor dem Verlust des seinerzeit arisierten Besitzes, dessen Eigentümerverhältnisse nach dem Tod des Vaters durch testamentarische Verfügungen im Sinne der blonden NS-Stiefgeschwister so verkompliziert sind, dass dies die zwanghafte Angstformulierung evoziert, im Falle des Verlustes würde Hitler hier am Ende doch noch gewonnen haben. Wie anders, als geerbte Neurose, herrührend aus selbst nicht erlebtem Exil, sollte die Reaktion beim Ankommen nach einer Reise, wohin auch immer, erscheinen, diese gleiche Reaktion, wie sie die Flüchtlinge aus Nazi - Österreich so oft beschrieben haben, nämlich die sofortige Suche nach Ähnlichkeiten mit der verlorenen Heimat; oder die reflexartige Frage auf jeder Reise, in jedem Ort: Bräche jetzt ein Krieg aus und könnte man nicht nach Hause zurück, würde man hier bleiben können? Was könnte hier als Ersatz herhalten für das Verlorene? Was wäre das Metadon, müsste man die unfreiwillige Entzugstherapie beginnen? Und, um diese Theorien abzuschließen: Ist nicht die in diesem Referat an Hand schamloser Selbstreflexion versuchte Beweisführung schon eine Exil-Neurose selbst?

Nicht erst, seit ich mit dem erwähnten Buch begonnen habe, über Exilthemen zu schreiben, ist mir der Umgang mit alten Emigranten und deren oft unglaublichen Schicksalen vertraut. Seit dem Erscheinen des Buches aber beginnen sich mit einem Mal auf wunderliche Weise in Fügungen und Begegnungen weltweite Kreise zu schließen, in die ich mit verwoben bin, sodass Exil und mein zunehmendes Wissen um seine Schmerzhaftigkeit auch auf diese Weise als untrennbare Begleitung meines Schicksals nicht mehr wegzudenken ist. Durchaus unsentimental und unverklärt sehe ich dabei von vielem, was dieses Land einmal ausgemacht hat, bis auf die Landschaft kaum etwas übrig. Von den Verjagten ist kaum einer zurückgeholt worden, halbherzige Kniefälle kommen um Jahrzehnte zu spät, bekannte Parolen sind unter anderen Vorzeichen wieder erschreckend salonfähig geworden, Stillosigkeit und Mittelmaß sind Staatsdoktrin, und an zu vielen Hebeln von Macht und Einfluss drängeln sich, aufgeregt keifend, halbgebildete Proporzschranzen und tümelnde Provinzbagage.

In Zeiten einer wenn auch ursächlich anders gelagerten, so doch wieder hunderttausendfachen Emigration, ist die Erkenntnis, wie unbekannt immer noch das Ausmaß ihrer Schrecklichkeiten ist, eine zutiefst bedrückende, und auch das gleichgültige Unverständnis, das heutigen Exilanten immer noch entgegengebracht wird, mag von dieser Unkenntnis herrühren. Es mag auch sein, dass eine oft noch befangene Generation professioneller Geschichtsmisdeuter erst aussterben muss, auch, dass die immer noch nicht endgültig begriffene Dimension der Millionen von Ermordeten und der Abermillionen von Kriegstoten den Blick verstellt auf jene, die dem Tod entkommen konnten – „Ihr habt ja nur die Heimat verloren“, wie es so viele der Emigranten bis heute zu hören bekommen. Dabei gibt es ein durchaus bestätigtes Gerücht, daß die Entrechteten und Davongejagten auf ihrer meist lebensbedrohenden Flucht ins Ungewisse ausser der Heimat noch ein paar Kleinigkeiten verloren wie Familie und Freunde, Besitz und Beruf, die Muttersprache nebst einer vorausgeplanten Zukunft und eine Vergangenheit, an die anzuschließen kaum einem mehr gelingen sollte. Viele büßten außerdem noch die Gesundheit ein und nicht wenige ihr Leben, und vom Aderlass, den das Land dadurch erfuhr, hat es sich in Wahrheit bis heute nicht

erholt. Aber das ist, wie gesagt, wenig bekannt, auch wenn die Schicksale der unschuldig Verfolgten, die Plagen und Erniedrigungen, die ich im Laufe der Jahre erfahren habe, an Leid und Not es durchaus aufnehmen mit dem, was in der geschundenen Heimat oder an der Front die Unschuldigen wie auch die breite Masse der gelehrigen Schüler der Nazischule ertragen mussten.

Von denen, die überlebt haben, sind viele nicht zurückgekehrt. Zu tief hatte sich ihnen der Schock über das Geschehene in die Seele gegraben, zu sehr steckte das Misstrauen noch in den Knochen. Wer dennoch schwankte, dem wurde seine Entscheidung durch das offizielle und offenkundige Desinteresse, die Verjagten heimzuholen oder ihnen die Rückkehr zu erleichtern, abgenommen, und viele der Rückkehrer hatten mit Vorurteilen, Vorbehalten und Erschwernissen zu kämpfen. Die Brutalität und Gnadenlosigkeit der vorgeschriebenen Amtswege zur Wiedergutmachung etwa gehören zusammen mit der teilweise laxen Verfolgung der Naziverbrecher zu den beschämendsten Kapiteln im Nachkriegsösterreich. Einer Anzahl derer, die sich vor der Barbarei retten konnten, gelang es - meist unter geändertem Namen - in den Ländern ihrer Zuflucht Fuß zu fassen, einige wenige wurden sogar dort erst anerkannt und berühmt. Als Greise werden sie heute, unwissentlich meist, mangels Kenntnis hiesiger Verhältnisse, zu Dienern der Staatskosmetik. Sie sind die Vorzeige - und Paradeemigranten, wenn es beispielsweise gilt, an Gedenktagen, die man sich höheren Orts beim unbeholfenen Gestolper ins vereinte Europa voller Kalkül abringt, die Gewissheit zu verschleiern, dass eine durchgängige Aufarbeitung hierzulande immer noch Wählerstimmen kostet.

So sei folgender zeitloser, weil heute wieder erschreckend aktueller Ausspruch, der wirklich gefallen sein soll an den Schluss gestellt, der die tragische Ausweglosigkeit, in welcher sich die meisten Emigranten damals befanden, mit einem Satz zusammen fasst: In einem Reisebüro steht ein kleiner Jude, dreht eine Weile in dumpfer Niedergeschlagenheit an einem Globus und meint dann bitter: „Sonst haben Sie nichts anzubieten?“

Auch wenn ich als eine der wenigen Gnaden meines Älterwerdens das langsame Überwinden der eben beschriebenen Neurosen bezeichnen kann, die Sucht nach der Sehnsucht nach Heimat, nach Wurzeln scheint unüberwindbar. Und so sehe ich, das ständige Abschiednehmen wenigstens zu üben, ohne Pathos, als Technik der Schmerzvermeidung, als die Lehre, zu der ich mich durch das geerbte Exil aufgefordert fühle.

Mein Auftrag aber als Nachgeborener in einem Österreich, das politisch immer taumelnd zwischen Metternich und Stammtisch, zwischen dem Mythos unbefleckter Täterschaft und der Bravsein-Präambel in einer Regierungserklärung, auf die ihm eigene schizophrene Weise beweist, dass es möglich ist, die Psychoanalyse zu gebären, selbst aber sich jeder Therapie seines notorischen Wiederholungszwanges erfolgreich zu widersetzen, mein Auftrag heute mag sein, unbeeindruckt von medialem Missverstehen und abseits von hiesigen Betroffenheits- und Aufarbeitungsmonopolen den Alleingültigkeitsanspruch proletarisch kleinbürgerlicher Erinnerungspools missachtend, Emigration und Exil ins Bewusstsein zu rufen, welches heute nach den Worten meines Freundes Fred Morton, eines jener österreichischen Lieblings-Vorzeigeemigranten: ... *im Begriff ist, unser aller Erbe zu werden*. Weil jeder einzelne Vertriebene ein Recht darauf hat, dass man Zeugnis ablegt von ihm und seinem erlittenen Unrecht, dass berichtet wird von jenen Erfahrungen, die für alle gleich sind, die sich auf der Flucht befinden.